

# Theologische Beilage

## zur STHPerspektive April 2014

### Was Europa dem christlichen Glauben verdankt – Überlegungen zu den Fundamenten unserer Kultur



Prof. Dr. Harald Seubert, Professor für Philosophie und Religionswissenschaft, hielt diesen Vortrag zum Dies Academicus der STH Basel am 29.9.2013

#### I. Was Europa ausmacht

Europa ist seit der EURO-Krise wieder in aller Munde. Sprichwörtlich wurde die Aussage der deutschen Bundeskanzlerin: «Wenn der Euro scheitert, scheitert Europa». Die gemeinsame Währung ist gewiss ein wichtiges Moment in einem Einigungsprozess, der aus guten Gründen nach der europäischen und insbesondere der deutschen Katastrophe des Jahres 1945 begonnen hat und der «Erbfeindschaften» in Europa ein für alle Mal beilegte. Von 1914 bis 1918 waren die alten nationalen Ideologien kulminiert und explodiert. Das Europa de Gaulles und Adenauers in der ersten Nachkriegszeit war nach Westen gerichtet gewesen: abendländisch, auf den Rhein orientiert. Der Eiserner Vorhang, von dem Churchill sprach, spaltete indessen zwischen 1945 und 1989 den Westen Europas vom Osten. Und nur Westeuropa war zunächst in die europäische Integration einbezogen. Auf das traumatische Jahr 1945 folgte das euphorische Jahr 1989. Vorbereitet durch den Freiheitsaufstand in Polen seit 1980, hatte sich im eigentlichen Mitteleuropa in den achtziger Jahren eine Kultur der Freiheit etabliert; Mitteleuropa meldete sich zurück in der Geschichte. Dafür stehen Namen wie Vaclav Havel oder Lech Walesa. Als weithin die Stacheldrahtzäune und auch die Berliner Mauer fielen, hatte das ganze Europa wieder ein politisches Gesicht. Man sprach

gar von einer «Wertegemeinschaft». Doch um welche Werte sollte es konkret gehen?

Man sollte die Sternstunde von 1989 über den Problemen von heute niemals vergessen. Doch unbeantwortet blieb seither die Frage, was denn das Fundament Europas sei. Von Politikern Westeuropas vernimmt man darauf in der Regel Antworten, die sich nicht auf den christlichen Glauben beziehen. Sie dürften weder historisch noch ethisch tragfähig sein. Es greift viel zu kurz, wenn man Europa nur als Ergebnis der Aufklärung begreift!

Tatsächlich sind es drei Säulen, auf die Europa errichtet ist. Der erste Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland, Theodor Heuss, hat dies pointiert formuliert: Europa sei auf drei Hügel erbaut: dem Areopag, dem Forum Romanum und dem Hügel Golgatha. Richtig ist das aber nur, wenn man sich klarmacht, dass damit keineswegs parallele oder gar gleichrangige Gewichte genannt sind. Der christliche Glaube verweist aus der Zeit in die Ewigkeit. Er hat die anderen Säulen umgeprägt und neu bestimmt.

Und: christlicher Glaube in seiner heilsgeschichtlichen Kontinuität mit dem Alten Bund ist nicht vergangen, wie die griechische oder römische Kultur es doch sind, obwohl sie eindrucksvolle Mahnmale hinterlassen haben. Die frühen Christen waren angefochten und haben doch mit bewundernswerter Kraft an dem Fundament, dem Eck- und Grundstein, festgehalten. Diejenigen, die von Christus erfüllt waren, sind seit jeher mit Freimut auf die anderen Kulturen zugegangen und haben ihnen klar und deutlich ihr Zeugnis gebracht! Christlicher Glaube gestaltet die Kulturtraditionen um, die er vorfindet. So prägt er Europa. Es ist aber beklagenswert, dass immer mehr Bewohner Europas davon nichts mehr wissen und gerade in Europa das christliche Zeugnis verzagt und still wird.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Dieser Beitrag nimmt einige Überlegungen meines kleinen Buches «Europa ohne Christentum? Woraus wir im 21. Jahrhundert leben können» (Friesenheim-Schutteren: mediakern, 2012) auf und führt sie weiter.

## 2 II. Fünf christliche Spuren, die die Welt verändert haben

Fünf dieser Welt verändernden Spuren sollen im Folgenden etwas näher ins Auge gefasst werden.

1. **Das Menschenbild.** In der griechischen Antike dachte man gross vom Menschen. Aber es war nur wenigen vorbehalten, den Freien, den Herren des Hauses, ein Mensch im vollen Sinne des Wortes zu sein. Die Sklaven, die Frauen oder die Zugewanderten hatten daran keinen Anteil.

Die Griechen betonen, dass der Mensch den Göttern ähnlich sein kann. Doch das gilt nur für die Schönen, die Helden und die liebenswürdigen Menschen. Es gilt aber nicht für die Armen, Erniedrigten und Geplagten. Dass sich Jesus ihnen zuwendet, den Sündern, den «Kleinen», gibt ihnen die unverlierbare Würde, die sie als Menschen haben. Dies sichert auch die Würde von defektem und behindertem Leben. Nach römischer – und auch griechischer – Vorstellung sollte dagegen nichts Missgebildetes aufgezogen werden.

In Jesu Heilungen und in seiner Zuwendung gerade zu den Leidenden manifestiert sich schon, dass Jesus Christus Leiden und Tod auf sich nimmt, um sie zu überwinden. Anders Nygren hat schon in zwei Teilen 1930 und 1936 eine bedeutende Monographie über den Unterschied zwischen dem Eros als Ideal des Aufstiegs zum Göttlichen in der antiken Philosophie und der christlichen Agape, einer Liebe, die in die Niedrigkeit eingeht, verfasst.<sup>2</sup> Das christliche Menschenbild fordert die säkulare Welt nachhaltig in die Schranken. Nietzsche, der das heroische Ideal der griechischen Antike erneuern wollte und sich selbst ständig dem Nihilismus gegenüber sah, sprach von dem «Krankengott», und er entsetzte sich über die Macht des Mitleids.

Auch in der Polemik trifft Nietzsche den Kern: Ohne den christlichen Glauben gäbe es schwerlich ein umfassendes Mitleid! Doch auch der menschlichen Würde hat er ein neues Fundament verschafft: Die christliche Botschaft wendet sich an alle: sie gilt dem einzelnen Menschen, ohne Ansehen der Person. Dann kann es nicht mehr den «Sklaven von Natur» geben, den Platon und Aristoteles wie selbstverständlich voraussetzen. Und: Mann und Frau sind in ihrer Verschiedenheit gleichwertige und gleichwürdige Ebenbilder Gottes. Dies ist in der Schöpfung grundgelegt. Diese Gottesebenbildlichkeit gewinnt dadurch, dass Gott das gestörte Menschenbild wiederherstellt und in Christus selbst Mensch wird, eine ganz neue Tragweite.<sup>3</sup> Menschenwürde lässt sich auf die knappe Formel bringen: «Auf Dich kommt es an!» Sie ist ohne Jesus Christus, den wahren Gott und wahren Menschen, kaum vorstellbar.

2. Durch den christlichen Glauben hat sich auch das **Verständnis der Zeit** grundlegend verändert. Für die antiken Denker war Zeit das Werden und Vergehen. Deshalb fragt man sich, ob es von den zeitlichen

Dingen überhaupt ein festes Wissen geben kann. Die griechischen Weisen wussten: Reiche keimen auf, sie erreichen ihren Höhepunkt und sie gehen unter – aus Hybris, und weil sie ihr Mass verloren haben. In Rom meinte man, ein Reich aus Stadt und Erdkreis errichtet zu haben, das nicht vergehen würde. Wir wissen heute aus der Rückschau, dass sich auch diese menschliche Erwartung nicht erfüllt hat. Wenn die Steine Roms sprechen könnten, würden sie davon Zeugnis ablegen.

Doch in Christus verändert sich die Zeit. Sie hat eine Mitte. Ein für alle Mal ist Gott in Jesus Christus Mensch geworden (vgl. Röm 6,10). Gottes Ewigkeit ist in die Zeit eingetreten. Die Mitte zeigt aber zugleich, dass wir auf die Erwartung der Wiederkehr Christi hinleben sollen. Die frühe Christenheit

2 A. Nygren, Eros und Agape. Gestaltwandlungen der christlichen Liebe. Gütersloh: Bertelsmann, 1930/37, 2 Bde.

3 Vgl. dazu H. Seubert und M. Spreng, Die Vergewaltigung der menschlichen Identität. Über die Irrtümer der Genderideologie. München: Ansbach, 4. Aufl. 2014.

lehrt uns, dass wir die Zeichen unserer eigenen Zeit verstehen sollen. Wir sollen das Ende und das kommende Gericht bedenken (vgl. Mt 16,2-3). Zeit ist nicht die Wiederkehr des Gleichen. Sie rast aber auch nicht auf das Ende zu, an dem Schrecken und Sinnlosigkeit des Todes warten. Und noch weniger ist sie, wie man in der Moderne meint, auf den Fortschritt und ein Paradies auf Erden orientiert. Durch Gott in Jesus Christus ist die Zeit in der Ewigkeit aufgehoben. Sie eilt nicht mehr auf einem Pfeil dahin. Sie hat ihre Mitte. Der Kirchenvater Origenes hat betont, die Feste seien Hilfen für den Anfänger im Glauben. Derjenige Gläubige, der tiefer eingedrungen sei, feiere ein Fest ohne Ende: Jeder Sonntag macht die grosse Gegenwart Gottes und seiner Heilsgeschichte sichtbar.

Seit 525 ist die Zählung «post Christum natum» bezeugt. Erst im Laufe des Mittelalters bildet sich auch die gegenläufige Zählung: «ante Christum natum» aus, bis dahin zählte man von der Erschaffung der Welt an. Dies bedeutet, dass erstmals mit dem Christentum eine Weltzeit eingeführt wird, die die ganze Menschheit umschliesst.<sup>4</sup> Für die Menschheit insgesamt ist Christus die Mitte, auch wenn sie ihn nicht bekennt. Dies ist doch wunderbar. Sichtbar wird daran die Herrschaft Jesu Christi über die Zeit. Gewiss, die Französische Revolution und die russische Oktoberrevolution haben versucht, eine neue Zeitrechnung zu erfinden und sich von Christus unabhängig zu machen. Dauerhaft gelungen ist ihnen das nicht.

3. **Arbeit.** In der antiken Welt hatte man Arbeit weitgehend negativ gesehen. Dies sagt schon der griechische Ausdruck: *ponos* (sprachlich von «Pein», «Schmerz»). Die frei Geborenen müssen nicht arbeiten. Arbeit wird den Sklaven überlassen. Das politische Leben des Bürgers und die Entfaltung der Künste und Wissenschaft haben für die antiken Menschen mit Arbeit nichts zu tun. Ganz falsch und abwegig ist

es nicht, dass Arbeit auch bittere Seiten hat. Auch der biblische Schöpfungsbericht gibt zu verstehen, dass die Mühsal und das vergebliche Bemühen eine Folge der Übertretung der Gebote Gottes ist.

Doch es gibt einen Weg, der Arbeit Sinn abzugewinnen. Dies geschieht dann, wenn sie als eigene Weise begriffen ist, um Gott zu ehren.<sup>5</sup> Auch Arbeit ist eine Weise des Gottesdienstes. Diese Einsicht ist in der Reformation etwa in den Predigten des Andreas Osiander in Nürnberg wiederentdeckt worden. Paulus hat im 2. Thessalonicherbrief betont, dass er sich seinen eigenen Lebensunterhalt verdiene, um niemandem zur Last zu fallen. Und daraus resultiert die Regel, die er eingepägt wissen will: «wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen» (2. Thess. 3, 10). Die Benediktinische Regel hat dies in der berühmt bleibenden Form: *ORA ET LABORA* ausgesprochen und, von den Klöstern ausstrahlend, gelebt. Dieses Ethos der Arbeit bereitet sich schon bei den Wüstenvätern vor, und Augustinus lehrt, die Arbeit reisse den Menschen aus Trübsal und Selbstbezogenheit, sie sei daher ein Instrument der «Ermunterung», der *exhilaratio*. Unterschieden wird deshalb zwischen *otium*, der Muse, und *otiositas*, dem Müsiggang. So schädlich dieser ist, so sehr bedarf es der Phasen der Ruhe. Am siebten Schöpfungstag ruhte Gott selbst. Dies darf und soll auch der Mensch tun. Hier hat das Gebet, aber auch das Hören auf Gottes Wort seinen festen Ort. Und damit nimmt der Mensch den Rhythmus des göttlichen Schöpfungswerkes auf.

Aus dem Rhythmus von Arbeit und Ruhe ging eine disziplinierte Zeitordnung hervor, ohne die das moderne Wirtschaftsleben sich schwerlich ausgeprägt hätte.<sup>6</sup>

Wir laufen freilich immer wieder Gefahr, diesen Rhythmus zu verspielen. Das Leben wechselt heute in kurzatmigen Rhythmen, in Entzweiung und Aufspaltung, zwischen immer

<sup>4</sup> Vgl. dazu A. Borst, *Computus. Zeit und Zahl im Mittelalter*. In: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* Band 44, 1988, S. 1–82, sowie H. Maier, *Die christliche Zeitrechnung*. München 1991.

<sup>5</sup> H. Arendt, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München 2002.

<sup>6</sup> Dazu die klassischen Analysen von W. Röpke, *Jenseits von Angebot und Nachfrage*. Nachdruck Düsseldorf 2009.

4 hektischerem Alltag und immer forcierterer Freizeit: auch hier würden wir besser leben, wenn wir den christlichen Boden wiedergewinnen könnten.

4. Auch das **Verhältnis zur Natur** hat sich durch das Christentum verändert. Natur hat dabei eine zweifache Bedeutung: Natur ist das, was wächst, hervorgeht, geboren wird (griechisch: *phyein*; lateinisch: *nasci*). Wenn wir aber von der «Natur» einer Sache sprechen, dann meinen wir deren «Wesen», das, was sie im Kern ausmacht. Die antike vorchristliche Welt sieht sich an eine von Gottheiten und Dämonen durchdrungene Natur gebunden. Dieser selben Natur ist auch der Mensch unterworfen. Im Schöpfungsbericht des Buches Genesis dagegen sehen wir deutlich, dass Gott der Herr über die natürliche Welt ist und sie dem Menschen zu treuhänderischer Pflege und Bebauung überlässt. Natur ist nicht mehr der grosse, durch nichts zu übersteigende letzte Horizont. Sie wird aber dadurch nicht einfach entzaubert. Es ist nicht so, dass der Hain zu Hölzern würde, wie Hegel sagte. Wohl aber wird sie als die von Gott erschaffene Wirklichkeit begreifbar. Deshalb konnten christliche Missionare die Heiligen Bäume fällen und zeigen, dass dies nicht eine schreckliche göttliche Rache nach sich zog. Und heidnische Heiligtümer konnten integriert werden, aufgrund der Heilsgeschichte und kraft des Versöhnungswerkes Gottes. Bis heute geschieht dies, wo Gottes Wort Menschen erreicht.

Achtsamkeit für die nicht-menschliche Natur schliesst unser Glaube sehr wohl ein. Man denke an den Sonnengesang des Heiligen Franziskus: Er preist Gott für die Kreaturen, die er auch in ihrer kosmischen Macht als Bruder und Schwester begreift und anredet. *Cultura agri*: die mittelalterliche Agrikultur, die Formung der Landschaften, war im biblischen Horizont besser und tiefer zu verstehen. Sie war begleitet von der *cultura animi*: Der Bildung und Pflege des Geistes.

Doch was ist aus all dem geworden? Die Forschung droht im Laufe der Neuzeit aus den Augen zu verlieren, dass sie es mit Gottes guter, wunderbarer und reicher Schöpfung zu tun hat. Sie zerlegt und zerspaltert, und am Ende hat sie nichts

mehr in Händen. Sie fasst das, was ist, in ein starres Weltbild. Wissenschaft wird unmittelbar technisch nutzbar, Instrument eines Willens zur Macht der Welteroberung. Die Distanzen von Raum und Zeit schwinden, durch die Verkehrsmittel und Telegraphen des letzten Jahrhunderts bis hin zu dem alles umspannenden Worldwide-WEB, in dem wir nicht nur beobachten können, sondern auch in ungekannter Masse und jederzeit beobachtbar geworden sind. Vor hundert Jahren meinte man noch: Je kleiner die Welt, desto grösser ist der Mensch. In der Geistesgeschichte steht dafür die Gestalt des «Faust», die Goethe bedichtet hat! Dann muss man die Geschichte aber auch zu Ende denken: als nämlich Faust das Land trockengelegt und seine grosse Utopie vom freien Volk auf freiem Grunde ausgesprochen hat, ist er schon umringt von den Lemuren, die ihm das Grab schaufeln. Nur die Gnade kann ihn retten. Die gegenläufige Tendenz einer erneuten Natursehnsucht, eines «Zurück zur Natur!», wie es sich in ökologischen Bewegungen aussprach, ist zu wenig Sehnsucht nach dem Schöpfer. Sie tendiert dazu, die Natur selbst zu vergöttern. Dann aber bildet sie nur das andere Extrem.

Natur als Schöpfung Gottes zu begreifen bleibt demgegenüber aufgegeben, um das gesunde Verhältnis zur Welt wiederzugewinnen.

5. Auch das Verhältnis zu **Staat, Politik und Recht** hat sich mit dem christlichen Glauben elementar gewandelt. Durch den christlichen Glauben formte sich damit auch ein neues Verständnis von Macht aus, das in nachchristlichen Zeiten verloren zu gehen droht: auch der Mächtige ist am Ende Gottes Gericht unterstellt. Luther hat es pointiert so gesagt: Die «Obrigkeit» ist vor Gott «Untrigkeit».<sup>7</sup>

Den Christen ist, wie es der Diognetbrief formulierte, «jede Fremde ist ihr Vaterland und jedes Vaterland eine Fremde. Sie weilen auf Erden, aber ihr Wandel ist im Himmel». Des-

<sup>7</sup> Dazu noch immer grundlegend: W. Künneth, *Politik zwischen Dämon und Gott. Eine christliche Ethik des Politischen*. Berlin 1954 u.ö.

halb ist schon in der frühen Christenheit die Haltung zu Kaiser und Reich klar dadurch bestimmt, dass Gott mehr zu gehorchen ist als den Menschen (Apg. 4,19; 5,29). Geboten ist aber auch, gemäss der Paulinischen Weisung, der weltlichen Obrigkeit zu gehorchen und für sie zu beten, selbst noch in Zeiten der Verfolgung durch diese Obrigkeit (vgl. z. B. Röm 13,1ff.; 1. Tim 2,1f.; Tit 3,1). Jedes Freund-Feind-Schema wird damit in Christus überwunden. Aber die Christen wissen auch, dass alle Obrigkeit unter das Gericht Gottes gestellt ist. Kein Kaiser und kein Reich dieser Welt dürfen sich als die letzte Instanz begreifen. Die Vergottungen und der Kaiserkult, von denen die Antike erfüllt war, haben kein Fundament mehr, wo doch Christus selbst in die Welt gekommen ist. Deshalb tun wir gut daran, unsere Gesetzestexte unter Gottes Gebot zu stellen! Auch für Europa wäre dies wichtig. Hier kommt die Unterscheidung zwischen dem «Letzten» und dem nur «Vorletzten» in den Blick, wie sie Dietrich Bonhoeffer wunderbar beschrieben hat.<sup>8</sup> Das an Gott gebundene Gewissen setzt der Herrlichkeit der irdischen Herren Grenzen. So entwickeln sich zwei Modelle: Einerseits die Zwei-Reiche-Lehre, die aus dem Wissen hervorgeht, dass während der Wanderschaft (Peregrinatio) des Christen auf Erden die *Civitas terrena* in die *Civitas Dei*, das kommende Reich Gottes, hineinverwoben ist. Dies sagt Jesu Satz, Gott sei zu geben, was Gottes, dem Kaiser was des Kaisers ist (Mt 22,21) Zum anderen kennen wir das Calvinistische Modell der letztendlichen Herrschaft Gottes auch über die irdischen Dinge.

Auf Erden wird es nicht sogleich den grossen, ewigen Frieden geben, wie ihn Kant erwartete. Er verweist wohl aus der diesseitigen in die jenseitige Welt. Doch christlicher Glaube hat dazu beigetragen, dass die Kriege gemässigt wurden.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, dass Politik und Recht Gottes Ordnung unterstellt werden. Politische Ideologien drohen sonst, zu einer neuen säkularen Religion zu werden.

Es stellt sich von heute her die Frage, ob der Staat überhaupt ethisch neutral sein kann. Unverkennbar zeigte die Geschichte des 20. Jahrhunderts den Verlust des christlichen Massstabs und daher auch die tiefe Gefährdung einer Welt ohne Gott. Jakov Talmon, ein jüdischer Historiker, sprach zu Recht von der Gefahr einer totalitären Demokratie.<sup>9</sup> Beide Totalitarismen des 20. Jahrhunderts, der linke und der rechte, gingen aus dem Vakuum der säkularen Welt hervor, aus der Sinnleere einer Menschheit ohne Gott, die verbrecherische Folgen zeitigte. Man hat gute Gründe, die Totalitarismen als Aufstand gegen Gottes Ordnung zu begreifen und daher als diabolische Pseudoreligionen. Sie haben die Menschenwürde mit Füßen getreten – und sie sind untergegangen. Jene Ideologien verstanden sich als nach-christlich. Staaten wurden, wie Bonhoeffer eindringlich sagte, «Maskeraden des Bösen» (Pompa Diaboli). Dies kann geschehen, wenn das christliche Mass verloren geht. Hermann Heller, ein grosser freiheitlicher Staatslehrer der zwanziger Jahre, der in Armut und Enttäuschung nach Hitlers Machtergreifung starb, sagte es so: «Der Staat kann nur totalitär werden, wenn er wieder Staat und Kirche in einem wird, welche Rückkehr zur Antike aber nur möglich ist durch eine radikale Absage an das Christentum». Als hätte er diese Aussage seines Gegners gekannt, schrieb Goebbels in sein Tagebuch: «Wir haben die falsche Religion». Für Goebbels war der christliche Glaube in der Tat die falsche Religion!

Der demokratische Rechtsstaat, so sagte es der bedeutende Verfassungsrechtler Ernst-Wolfgang Böckenförde<sup>10</sup>, muss auf Verfassungen zurückgreifen, die er selbst nicht garantieren kann. Es kann dafür auch sittliche und philosophisch ethische Quellen geben. Doch die Ressourcen kommen im Wesentlichen aus den Quellen des Glaubens, namentlich den zehn Geboten und dem Doppelgebot der Liebe. Der durch und durch säkulare Philosoph Jürgen Habermas sprach vom «Glutkern» der Religion, ohne den die Politik

8 D. Bonhoeffer, Ethik. Werke Band 6. München 1996, S. 155 ff; vgl. auch G. Hunte-mann, Der andere Bonhoeffer. Die Herausforderung des Modernismus. Wuppertal 1989, S. 123 ff.

9 J. Talmon, Die Ursprünge der totalitären Demokratie. Köln, Opladen 1961, S. 20 ff.  
10 E.-W. Böckenförde, Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation, in: Säkularisation und Utopie. Ebracher Studien. Ernst Forsthooff zum 65. Geburtstag. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1967, S. 75ff.

6 orientierungslos werden müsste, vielleicht gar ins Pathologische und Zerstörerische absinken. Habermas zeigt dies vor allem im Blick auf die Grenzen des Lebens: den Umgang mit Geburt und Tod, aber auch mit Versöhnung, Vergebung – und schliesslich mit dem Gedächtnis.<sup>11</sup> Dieser Glutkern ist auch für den Nichtchristen erkennbar. Auch er kann, wenn wir aus der Fülle des Glaubens leben, lehren und Zeugnis geben, am Christentum einen Massstab haben.

6. Schliesslich sind auch **Wissenschaften und Künste** zutiefst christlich geprägt worden. Darauf hat Alvin J. Schmidt in seinem empfehlenswerten Buch «Wie das Christentum die Welt veränderte» hingewiesen.<sup>12</sup> Der britisch-amerikanische Wissenschaftsphilosoph Alfred N. Whitehead sagte es so: «die moderne Wissenschaft ist erst möglich durch die christliche Auffassung von der Rationalität Gottes». Wenn Gott sich auch unserer Vernunft offenbart, dann ist Erkennen selbst eine Art von Gottesdienst. Tycho Brahe, der grosse Astronom der Neuzeit, stellte seiner Schrift «De nova stella» den Satz voran, dass das Wirken Gottes überall in der Welt aufleuchtet. Es zu erkunden, ist der Gottesdienst der Wissenschaftler. Bei Leonardo da Vinci, Kopernikus oder Kepler sind ähnliche Aussagen zu finden. Diesen Sätzen wären viele weitere an die Seite zu stellen, von den grossen Wissenschaftlern, Erfindern und innovativen Forschern, die sich als Christen verstanden. Die Namensgalerie ist gross und eindringlich: Newton, Ohm, Ampère, bis zu Weizsäcker und Heisenberg. Sie alle bestätigen das Diktum, das C. S. Lewis zugesprochen wird, dass ein wenig Wissenschaft vielleicht vom christlichen Glauben trenne, viel – und gute Wissenschaft aber zu ihm zurückführe. Freilich eher den Naturforschern und Ingenieuren als den Geisteswissenschaftlern (Historismus).

Es ist klar, dass das Christentum die Bildung prägte: von den Lateinschulen bis zu den Universitätsgründungen Europas,

die eine übergreifende Gelehrtenelite ausbildete. Die Reformation erweiterte dieses Anliegen. Luther hatte an seiner Seite den «Praeceptor Germaniae» Philipp Melanchthon. Luther forderte, dass man den Kindern, allen Kindern nach Möglichkeit, Schule halten sollte.

Und die Kunst? Der Gott, der in Christus Mensch geworden ist, braucht keine Bilder. Kein Bild kann ihn angemessen darstellen. Sein wahres Bild ist Jesus Christus.

Die meisten polytheistischen Religionen verehrten ihre Götter in Bildern. Jahwe unterscheidet sich davon. Er ist in keinem Bild einzufangen. Er hat seinen eingeborenen Sohn als sein Bild in die Welt gesandt. Daher gilt es, nicht die ungebrochene Schönheit zu zeigen, sondern auch dem Schmerz der Entäusserung Gottes. Freilich tobte im ersten Jahrtausend in Ost- und Westkirche der Bilderstreit. Er endete im Osten mit der Anerkennung der Bilder, die aber nur zu verehren, nicht anzubeten seien.<sup>13</sup> Im Westen war der Anspruch noch eingeschränkter – und das mit gutem Recht. Bilder begleiten und illustrieren nur die Worte der Heiligen Schrift. Nicht anders ist es in der Literatur: menschliche Worte können Gottes Wesen nicht angemessen sagen. Doch Psalmennachdichtungen und liturgische Hymnen werden Massstab gebend für das dichterische Sprechen. Die Dichter beschwören die Welt, wie sie aus Gottes Hand kommt.

Die Sprachmacht der Lutherbibel oder des «Book of Common Prayer» bleiben Vorbild und Beispiel für die National-literaturen. Man muss sich klarmachen, dass die europäische Kunst- und Literaturgeschichte keineswegs einfach den Weg der Säkularisierung mitvollzog. Biblischer Sprach- und Bildfundus prägt bis heute die Kulturen Europas. Um nur ein Beispiel zu skizzieren: Moderne Lyriker wie Gottfried Benn oder Paul Celan orientieren sich bis heute an der Sprachmacht des Psalters. So ist es auch kein Zufall, dass noch ein marxistischer Autor wie Bert Brecht auf die Frage, was für

11 J. Habermas, Glauben und Wissen. Rede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 2001. Frankfurt/Main 2001.

12 A. J. Schmidt, Wie das Christentum die Welt veränderte. Menschen, Gesellschaft, Politik, Kunst. München 2009.

13 Eine Übersicht gibt: H. Belting, Das echte Bild. Bildfragen als Glaubensfragen. München 2005.

ihn das wichtigste Buch der Menschheit sei, antwortete: «Sie werden lachen, die Bibel».

### III. Was heute ist, was immer bleibt

Dass das Christentum diese Spuren gezogen hat, ist alles andere als zufällig, es beruht auf dem Kern christlichen Glaubens: Dass Gott Mensch wird und ein für alle Mal und wirksam unsere Schuld auf sich nimmt, das ändert die Ordnungen dieser Welt. Das Christentum ist eben nicht Moralreligion, nicht Humanitätsreligion, auch nicht Sozialreligion, und auch nicht eine revolutionäre Befreiungsreligion, sondern es ist die Überwindung des Todes im menschgewordenen Gott! Das ist ein völlig Neues, das in diese Welt kommt: Gott entäussert sich, nimmt den Tod auf sich und überwindet diesen Tod in seiner Liebe. Gott hat die Welt geliebt und damit dem Tod die letzte Macht genommen. Das, liebe Brüder und Schwestern, gibt Europa und dann der Welt einen ganz neuen Begriff der Freiheit. Wir müssen uns nicht mehr scheuen, zu sterben, denn wir wissen uns in der österlichen Freude getragen: «Tod, wo ist dein Stachel?, Hölle, wo ist dein Sieg?» (1 Kor 15,55). Dies hat Europas Kultur nachhaltig geprägt – und von dort her ist es in die Welt getragen worden.

Wir müssen, wenn wir diese Wurzel Europas begreifen, das Zentrum unseres christlichen Glaubens in seiner Lebendigkeit und seiner Konkretion wieder entdecken und der Welt weitersagen. Unser Glaube ist konkret. In seinem Zentrum steht das Kreuz, das vom Bild des Todes zum Inbild des Lebens wurde.

Wie ist es heute mit diesem Fundament bestellt? Die christlichen Prägungen kann man allenthalben in Europa sehen. Man könnte, wenn man mit verbundenen Augen um die Welt fliegen würde und irgendwann klappte die Augenbinde hoch, erkennen, dass man wieder in Europa ist. In der Architektur, die von Kirchen und Kathedralen geprägt ist, den

Wegkreuzen, den Friedhöfen sieht man mit den Sinnen, was diesen Kontinent ausgemacht hat. Doch man sieht, wenn man unsere Zeit näher in den Blick nimmt, auch, dass diese Prägung aus dem Zentrum rückt: Banken- und Versicherungstürme überragen die alteuropäischen Stadtbilder. Mitunter auch Minarett-Türme. Mit dem christlichen Fundament unserer Kultur wird ähnlich leichtfertig umgegangen. Dies zeigte sich unter anderem daran, dass dem europäischen Verfassungsvertrag ein christlicher Gottesbezug nicht eingeschrieben wurde. Andere Indizien sind offenkundig: Ein Emanzipationswahn, der die Herkunftsdimension abschneidet und in dem die Maxime des ERITIS SICUT DEUS bestimmend ist: «Ihr werdet sein wie Gott», so wie es die Schlange Adam und Eva verheisst. Eine Welt ohne Christentum: in manchen Bereichen des öffentlichen Lebens zeichnet sie sich schon ab. In Familien verschwinden religiöse Traditionen, in einer Befragung in der Bundesrepublik Deutschland bezeichneten sich vor einigen Jahren 33 % als nicht-religiös. Und Max Weber, der Begründer der Soziologie, hatte Recht: Wo die Welt völlig entzaubert ist, setzen Wiederverzauberungen ein. So greifen Ersatzreligionen, eklektizistisch und synkretistisch aus Osten und Westen zusammen, die den Menschen in seinem Hochmut bestätigen, ihn zur Selbstverwirklichung animieren und ihm ein wenig Illusion angesichts der Härten des Lebens bereiten. «Kontingenzbewältigung» nennen dies die Soziologen, die nur zu diesem funktionalen Religionsbegriff kommen. Dies bringt tiefgehende Erosionen mit sich. Man muss sich fragen: Wären denn Menschenwürde und Menschenrechte überhaupt weiter existent ohne das christliche Bild vom Menschen? Was prägt unser Verständnis von Zeit und Geschichte, wenn wir die Mitte des Heils verloren haben? Welche Zeit bricht an, wenn wir das christliche Fundament unserer Kultur verlassen: Kann es dann auf Dauer eine Ordnung der Freiheit geben, bleiben Pluralität und Toleranz gesichert, oder kommt es zu Regressionen der Kultur in blosse Bedürfnisbefriedigung, Eigensucht, Barbarei, am Ende vielleicht neuen Ideologien? Auch das scheinbar selbstverständliche Wechselverhältnis von Arbeit und Musse, die gegliederte Zeit, die aus Gottes Hand empfangen ist, ist

8 nicht selbstverständlich. Und selbst die Grundregeln einer sozialen Marktwirtschaft, das Geben und Nehmen, sind auf christlichem Grund gediehen. Da der Mensch per se ein homo religiosus ist, treten Dämonen ein, wenn er den wahren Gott verlässt. Dies gilt auch für die Seite der Politik.

Und Wissenschaft und Kunst: Die Künste drohen sich ans Hässliche, Zerstörende zu verlieren, an die Formlosigkeit oder die Banalitäten einer verdummenden Unterhaltungsindustrie, wenn es nicht den Gehalt gibt: das Mass, den Ewigen Gott, der sich dem Menschen zugewandt hat, zu besingen. Wenn die reale Gegenwart Gottes aus der Welt schwindet, verliert – so sagte es der englische Philosoph George Steiner – unser Sprechen seinen Inhalt.<sup>14</sup> Wissenschaft aber, die ohne dieses Mass auskommen will, wird entweder ideologisch atheistisch oder beliebig relativistisch. Sie wird irrelevant oder wie manche Naturwissenschaften, die ins Genom eingreifen wollen, in gefährlicher Weise entgrenzt.

Viel kommt darauf an, dass wir zu dem Fundament unserer Kultur zurückfinden, das mehr ist als alle Kultur! Europa verliert in einer globalisierten Welt, was das Bruttosozialprodukt und die Einwohnerzahlen betrifft, gewiss an Bedeutung. China, Lateinamerika, andere Weltteile werden gross. Der amerikanische Historiker Fareed Zakaria diagnostizierte dies vor wenigen Jahren in seinem Buch «Der Aufstieg der Anderen».<sup>15</sup> Wir haben aber dieser Welt etwas zu geben, das sie auch sucht: Eine wesentlich durch die christliche Substanz geprägte Achtung und Anerkenntnis vor einander, die Rückkehr zu der Substanz, die in erstaunlicher Weise die moderne Welt bestimmt hat. Dies – und nicht irgendeine Ideologie sollte die Zivilreligion in der heutigen Welt sein.

Es geht darum, dass wir alles tun, um den Glutkern christlichen Glaubens in uns selbst wieder zu entfachen, zu entdecken, was wir glauben dürfen. Denn nur wenn wir erfasst

sind, können wir auch Zeugen sein. Dies aber ist nicht nur Privatsache. Sondern dieses Licht muss auch in unserem öffentlichen Engagement leuchten. Dem wissen sich alle verpflichtet, die unserer STH Basel nahestehen. Und dies zu erfahren, ist wunderbar. Sehr schön hat die Wahrnehmung von aussen der vor kurzem verstorbene polnische Philosoph Leszek Kolakowski formuliert: «Die Forderung, auf den Hass zu verzichten, war eine Herausforderung des Christentums an die menschliche Natur und ist es geblieben.»<sup>16</sup>

14 G. Steiner, Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen Inhalt? München 1990.

15 F. Zakaria, Der Aufstieg der Anderen. Das postamerikanische Zeitalter. München 2009.

16 L. Kolakowski, Rede anlässlich des Empfangs des Friedenspreises des deutschen Buchhandels. Frankfurt/Main 1977, S. 22.